

Florentine Degen

Ich könnte das nicht

Mein Jahr im
Hospiz

Kiepenheuer & Witsch

Für Mama



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2011

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © plainpicture/apply pictures;
Silhouette: Arôme/www.arome.fr – www.fotolia.com

Gesetzt aus der Sabon und der Syntax
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-462-04341-9

vorneweg

Die Schule ist vorbei. Und jetzt? Auf ins Leben!

In welches Leben?

Diese Frage stellen sich jährlich unzählige Schulabgänger. Nun liegt die Welt mit tausend verschiedenen Ausbildungs- und Studiengängen vor uns. Und auf ein Fachgebiet sollen wir uns festlegen, vielleicht für den Rest unseres Lebens. Einfach so ein Studium beginnen? Irgendwas?

Vielen ist das zu unsicher. Sie wissen noch nicht genau, was sie beruflich machen möchten. Sie brauchen Zeit.

Aber Nichtstun macht die Entscheidung auch nicht einfacher. Da bietet sich ein Freiwilliges Soziales Jahr an.

Ein Jahr lang arbeitet der »FSJler«, pädagogisch betreut und mit einem Taschengeld bezahlt, in einer Einsatzstelle. Vor allem junge Leute, die erfahren wollen, ob ihnen die soziale Arbeit liegt, treten das FSJ in Krankenhäusern, Kindergärten, Schulen, Pflegeheimen an. Oder in einem Hospiz.

In einem was?

Das moderne Hospiz hat seinen Ursprung im England der 1960er-Jahre. Seit den 80ern wurden auch in Deutschland stationäre Hospize eröffnet; mittlerweile sind es über 150.

Die Idee klingt recht einfach: In Hospizen soll Todkranken ein würdiges Sterben ermöglicht werden. Das ist in Krankenhaus oder Altenheim oft nicht möglich, weil es an Personal mangelt. Und der sehnlichste Wunsch der meisten Menschen, zu Hause zu sterben, kann nur selten erfüllt werden; Angehörige sind mit der Pflege häufig überfordert.

Hospize möchten einen Raum bieten, der das Sterben so angenehm wie möglich gestaltet.

Krankenhausatmosphäre wird man hier nicht finden. Oftmals von großen Gärten umgeben, befinden sich die Einrichtungen in ruhiger Lage in kleinen Orten oder am Stadtrand.

Die Häuser sind nicht groß; durchschnittlich zehn Zimmer zählt ein stationäres Hospiz in Deutschland. Denn man möchte sich voll und ganz auf den »Gast« einstellen, ihm viele, nicht zuletzt »letzte« Wünsche erfüllen und ihm ein Gefühl von Geborgenheit vermitteln.

Dazu trägt auch die Palliativmedizin bei: Ihr geht es ausschließlich darum, Schmerzen zu stillen und Symptome zu lindern. Lebensverlängerung oder gar Heilung sind nicht Gegenstand der Palliativmedizin.

Um diese hohen Ziele zu verwirklichen, braucht es viele Hilfskräfte. Hospize sind in der Regel zahlenmäßig viel besser besetzt als gewöhnliche Pflegeheime. Außerdem sind sie auf die Mitarbeit von Ehrenamtlichen angewiesen.

Denn sich so intensiv um Todkranke zu kümmern, ist eine zeitaufwendige und teure Angelegenheit. Auch Spenden sind für Hospize unverzichtbar.

Was steckt hinter all diesen Ideen?

Das wissen viele nicht. Den Begriff »Hospiz« umgibt etwas Geheimnisvolles. Immer wieder stieß ich auf das

Wort, es wurde in Interviews, in Artikeln erwähnt. Und immer wurde es als etwas Gutes, Schönes dargestellt. Ein heller, fröhlicher Ort, wo dem Sterben der Schrecken genommen wird. Doch gleichzeitig fiel mir auf, dass kaum jemand darüber redete. »Hospiz« klang aus den Mündern vieler Menschen wie etwas Heiliges, das ihnen aber nicht ganz geheuer ist.

»Die Schwestern, die da arbeiten, müssen doch alle einen Ratsch haben«, bekam ich nicht nur einmal zu hören. »Wie sonst sollten sie die Arbeit aushalten?« Oder: »Ich könnte das nicht!« Immer wieder dieses »Ich könnte das nicht«. Für mich klang es wie eine Herausforderung. An einem Ort, wo der Tod akzeptiert wird, kann es doch nicht so schlimm sein! Oder? Ich wollte es wissen.

»Da wirst du sicher außergewöhnliche Dinge erleben«, vermuteten einige Freunde. »Und schlimme Bilder sehen. Wie willst du das denn alles verarbeiten?«

Eine berechtigte Frage. Also nahm ich, als ich in meine kleine Einzimmerwohnung in der fremden Stadt zog, auch meinen Laptop mit, um mir täglich zu erzählen, was für Bilder ich gesehen habe.

Die beiden Lehrerinnen sehen sich fragend an. Sie studieren eine Karte. Blicken auf das Hospiz.

»Doch ... das ist es«, sagt die eine. »Wir sind richtig!«, ruft sie den Schülern zu.

In kleinen, verstreuten Grüppchen kommen die Schüler die Straße herauf. Sie sehen das Hospiz. Ihr Reden verwandelt sich in ein Flüstern. Sie versammeln sich vor dem Eingang. Staunende und ungläubige Blicke.

»Wirklich?«

»Das ist es?«

»Das sieht ja richtig freundlich aus. Hätte ich nicht gedacht«, tuscheln sie.

Zaghaft betritt die Klasse das Haus. Jedes Lächeln erstirbt.

Ist es Zufall, dass sie alle schwarz gekleidet sind?

Ich folge den Schülern in den hellen kleinen Altbau.

Frau Söhnlein, die Leiterin, wartet im Foyer. Erst vor wenigen Jahren hat die etwas untersetzte, blonde Frau mit engagierten Freunden zusammen das Hospiz gegründet. Sie begrüßt die Klasse und geht mit ihnen ein Stockwerk höher in den »Erker der Harmonie«, den Gemeinschaftsraum.

Viel zeigen kann sie den Besuchern nicht; die zehn Zim-

mer des Hauses sind voll belegt. Und natürlich platzt man nicht in das Zimmer eines Todkranken, um ihn Schulkindern vorzustellen.

»Florentine, da bist du ja!«, ruft mir Schwester Yvonne zu, die ich vor Monaten bei einem Probetag kennengelernt habe. »Los, komm mit zur Übergabe!«

Wir gehen durch das Wohnzimmer. Ein großer, leerer Tisch steht in der Mitte des Raumes, umrahmt von Wand-schränken und Vitrinen. Neben einem wuchtigen, grünen Sofa entdecke ich ein Spinett.

Durch die großen Fenster blicke ich auf den Park, der das Haus umgibt. Ein strenger, aber weitläufiger französischer Garten mit einigen Wasserbecken und Springbrunnen und breiten Wegen lädt zu Spaziergängen ein. Man sollte nicht meinen, dass eine große Stadt in der Nähe ist.

So romantisch sind die Gästezimmer natürlich nicht eingerichtet. Schöne, aber schlichte Möbel sind angesagt. Die Menschen, die hier leben, sollen sich geborgen fühlen; gleichzeitig muss die Pflege so einfach wie möglich gestaltet werden. In jedem Zimmer steht ein wuchtiges Pflegebett, das sich elektrisch verstellen lässt.

Ich folge Yvonne durch das stille Haus. Es riecht nach Mittagessen.

Am Ende des Flures liegt das Schwesternzimmer. Am Tisch sitzen Schwestern und notieren sorgfältig Daten auf vorgedruckte Dokumente. Andere lassen sich, einen Kaffee in der Hand, auf einen Stuhl fallen und schließen die Augen.

Mein erster Tag beginnt.

1. September

»Wir gehen jetzt zu Frau Lieblich. Dann kannst du mir schon ein bisschen bei der Pflege helfen.«

Ich folgte Schwester Yvonne, den Gang entlang, die Treppe hinauf. Die frühe Herbstsonne schimmerte durch die alten Bäume. Schläfrigkeit lag über dem Hospiz.

Ich wunderte mich: Warum wird die Frau nicht in Ruhe gelassen? Es ist früh am Morgen. Wenn sie etwas braucht, kann sie doch klingeln.

Yvonne blieb vor Zimmer 9 stehen. »Pst!« Sie legte den Finger auf die Lippen. »Also«, sagte sie leise. »Wir gucken jetzt vorsichtig rein. Wenn sie schläft, lassen wir sie in Ruhe.«

Sie klopfte an und öffnete die Tür.

Eine etwa 50-Jährige versuchte, den Geräuschen zu folgen. Ihr Kopf wandte sich uns ruckartig zu. Doch ihre Augen waren woanders, suchten die Zimmerdecke ab. Sie zitterte. Es dauerte eine Weile, bis sie uns fand.

Yvonne winkte und rief: »Guten Morgen!«

Frau Lieblich schwieg und rührte sich nicht. Ihre ängstlichen Augen folgten Yvonne angestrengt auf ihrem Weg zum Waschbecken.

»Komm her, Florentine! Guck mal, diese große Plastikschüssel; da füllst du bitte Wasser rein. Die stellen wir neben das Bett; so können wir Frau Lieblich leichter waschen.«

Kaum hatte ich die Wasserschüssel abgestellt, schnellte Frau Lieblichs Hand unter der Bettdecke hervor und klammerte sich an mir fest. Ihre Augen hakten sich in meine.

Yvonne lächelte. »Das geht jetzt nicht. Wir müssen Sie frisch machen. Komm, Florentine, wir müssen ihr das Nachthemd ausziehen.«

Ich versuchte, von Frau Lieblich loszukommen. Immer wieder griff sie nach mir.

»Das liegt an ihrer Krankheit«, flüsterte Yvonne und tippte sich an den Kopf. Sie tunkte einen Waschlappen in das warme Wasser. »Ich gehe Ihnen jetzt mal damit durchs Gesicht, in Ordnung?«

Frau Lieblich sah mich unentwegt an. Langsam nickte sie. Yvannes Hand näherte sich ihr. Reflexartig griff Frau Lieblich zu.

»Sie sind vielleicht 'ne Nudel«, sagte Yvonne und schob ihre Hand weg. »Ich will Sie waschen. Das geht nicht, wenn Sie mich festhalten. Florentine, nimm du sie mal.«

Sie drückte so fest zu, dass meine Finger kalt wurden.

»Jetzt nur noch die Windel. Dann haben wir's«, kündigte Yvonne an. Sie öffnete die Windel. »Oh, da ist aber einiges gekommen. Wunderbar! So, nun müssen wir sie auf die Seite drehen. Jetzt brauche ich deine Hilfe.«

Ich wand mich los. Yvonne führte meine Hände an die richtigen Stellen, und wenige Sekunden später hatten wir die Frau auf die Seite gedreht.

»Halt sie gut fest!« Yvonne nahm Klopapier.

Ich drehte den Kopf weg. Frau Lieblich sagte keinen Ton, und dennoch hatte ich das Gefühl, dass sie voll und ganz da war.

Auf dem Nachttisch entdeckte ich ein Foto, das sicher erst ein paar Jahre alt war. Darauf eine gesunde, etwas pummelige Frau, ihre Tochter im Arm. Irgendwie war das zu viel.

»Geht es dir nicht gut?«, fragte Yvonne, als wir das Zimmer verließen. »Ist ein bisschen viel auf einmal, oder? Mach erst mal Pause.«

Die Pause half mir nicht. Den Rest des Dienstes knetete ich aufgeweichte Taschentücher in meiner Hosenta-

sche. Noch immer fühlte ich ihre Hand. Noch immer sah ich das Foto. Und noch immer musste ich daran denken: Das könnte ja auch Mama sein ...

Mein Dienst war vorbei. Frau Lieblich saß im Wohnzimmer des Hospizes. Allein. Ich setzte mich neben sie und gab ihr meine Hand. Einige Minuten schwiegen wir. Sie sah mich ängstlich an. Doch sie lächelte.

»Florentine, du hast frei!«, rief mir jemand zu.

Frau Lieblich legte ihren Arm um mich.

»Geh nach Hause. Du brauchst eine Auszeit!«, bemerkte Schwester Agnes, der während der Übergabe meine roten Wangen nicht verborgen geblieben waren. Frau Lieblich fing an, mich zu streicheln, mir durchs Haar zu fahren. Und ich ließ mir von ihr erzählen. Die Frau, die ich bisher nur den Kopf schütteln oder hatte nicken sehen, erzählte mühselig und stotternd von ihrer Tochter. Von ihren Pferden. Sie schaffte es sogar, mit zittriger Stimme mitzuteilen, welchen Beruf sie hatte: Rechtsanwaltsgehilfin.

»Wenn du schon mal hier bist: Kannst du ihr Essen anreichen?«, bat Agnes.

Ich fütterte sie unbeholfen; sie ließ meine rechte Hand nicht los.

»Jetzt ist aber Schluss«, forderte Agnes später. »Du bist schon eine Stunde hier. Das ist zu viel für dich!«

Aber genau das ist es, was ich will, und das geht während der Dienstzeiten nicht: Menschen einfach nur festhalten. Ich konnte Frau Lieblich anderthalb Stunden verschönern.

»Spielen Sie ein Instrument, Frau Lieblich?«

»Noch nicht.«

Arbeitsalltag im Hospiz

Der Frühdienst

Um sieben Uhr morgens treffen sich zwei oder drei Schwestern, die nun ihren Dienst beginnen, mit den zwei Nachtschwestern im Schwesternzimmer. Während der Übergabe werden Besonderheiten aus dem Nachtdienst weitergegeben.

Die Übergabe darf nicht gestört werden. Die FSJler halten sich währenddessen außerhalb des Schwesternzimmers auf.

Auf einem Dienstplan teilt die Schwester, die die Schichtleitung übernimmt, jedem Gast eine Schwester zu. Vorsichtig spinksen wir in die Zimmer; wer schläft, den lässt man schlafen. Wer wach ist, bekommt sein Frühstück und wird gepflegt. Das bedeutet morgens eine Komplettwäsche von Kopf bis Fuß, die manchmal viel Zeit braucht.

Um zwölf gibt es Mittagessen. Danach liegt eine selige Stille über dem Haus, weil alle ihr Mittagsschläfchen halten.

Der Spätdienst

Um zwei beginnt die zweite Übergabe. Ein oder zwei Schwestern treffen ein. An dieser Übergabe dürfen auch FSJler teilnehmen. Die Hauptsache: Einer muss immer draußen bleiben, um den Gästen zu helfen.

Danach ist es Zeit für Kaffee und Kuchen. Den bettlägerigen Gästen wird zuvor noch einmal kurz »in die Hose geguckt« und gegebenenfalls die Windel gewechselt.

Nach dem Abendessen um sechs geht es nach und nach ins Bett. Die Gäste werden umgezogen. Insgesamt gibt es im Spätdienst viel weniger zu tun.

Um neun Uhr abends treffen die zwei Nachtschwestern ein. FSJler dürfen keine Nachtschichten übernehmen.

2. September

Herr Hubert liegt von morgens bis abends im Bett.

»Sehen Sie mal!«, sagte er, als ich ihm das Essen brachte.
»Die Frau bewegt sich!« Er blickte konzentriert auf das Gemälde, das seinem Bett gegenüber hängt, *Mohnfeld bei Argenteuil* von Claude Monet.

»Die Frau bewegt sich! Wirklich! Kommen Sie mal her!« Er winkte mich zum Sessel neben sich. »Gucken Sie mal ganz genau auf die Frau. Konzentrieren Sie sich auf sie. Dann sehen Sie, wie sie geht.«

Ich konzentrierte mich auf die Frau. Sie stand weiterhin da.

»Da!«, rief er. »Jetzt hat sich das Kind bewegt! Und jetzt sie! Sehen Sie?«

»Nein«, gab ich zu.

»Jetzt dreht sie gerade den Schirm! Sehen Sie das denn nicht? Und jetzt geht sie wieder nach vorne. Das ist 'ne optische Täuschung des Auges. Sehen Sie?«

»Nein.«

»Oder die Bäume. Hinten links der Baum; da sind zwei Gesichter drin. Das eine sieht ein bisschen aus wie Jesus. Ich frage mich, wie der Maler das hinkriegt ...«

6. September

Frau Lieblich hatte mir Kraft gegeben. Tag für Tag spürte ich ihre Hand; aber nun hatte das eine andere Bedeutung. Ich konnte den Schwestern helfen, ohne Taschentücher zu kneten.

Irritierte Blicke folgten mir; vor wenigen Tagen von einem Foto erschüttert, heute bester Laune?

Kurz vor Dienstschluss klingelte ein Gast.

»Komm mit!«, sagte Johanna. »Da kann ich dich vielleicht brauchen.« Johanna absolviert seit drei Monaten ihr Freiwilliges Soziales Jahr. »Du kannst ja noch mal zur Wäsche gehen«, schlug sie Gülay vor, die in vierwöchiger Arbeit verinnerlicht hat, wie man Handtücher faltet.

Frau Liebling machte mir und Johanna Zeichen, dass sie aufstehen wollte.

Johanna stöhnte. »Florentine, gib mir das Kissen. Nein, das gestreifte! Und jetzt halt sie fest.«

Sie brachte Frau Liebling in eine andere Lage, stopfte Kissen unter ihren Rücken und ging.

»Warum tust du das?«, fragte ich noch.

»Weil jetzt keiner auf sie aufpassen kann.«

Die Schwestern waren in der Übergabe. Die Wäsche war gefaltet. Ich blieb also bei Frau Liebling sitzen, um meine Hand nehmen zu lassen. Frau Liebling suchte die Decke ab. Ihr Daumen streichelte meinen Handrücken. Zwei Minuten vergingen.

Gülay kam. Sie blieb in der Tür stehen und rieb die Klinke.

»Was ist denn?«, fragte ich.

Sie räusperte sich. »Kann ich mal mit dir sprechen?«, entgegnete sie mit ernster Miene. »Ist nichts Schlimmes ... wirklich! Aber ... kann ich mal mit dir sprechen?«

»Ich muss gehen, Frau Liebling.« Schweren Herzens befreite ich mich aus ihrem Griff und schloss die Tür hinter uns. »Also?«

»Nicht hier«, sagte Gülay. »Komm, ich, wir ...«

Johanna saß im Wohnzimmer und betrachtete finster die Servietten.

Gülay ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Setz dich«, sagte sie und holte tief Luft: »Wie oft warst du eigentlich schon nach Dienstschluss hier?«

»Ein Mal.«

Johanna zog ungläubig die Augenbrauen hoch. Sie griff nach einem Stapel Papierservietten und begann sie zu falten.

»Du solltest nach Dienstschluss nicht hier sein«, sagte sie. »Das macht dich kaputt.«

»Ein Mal. Ich war ein Mal hier.«

»Aber das ist zu oft!«, fiel Gülay ein. »Am Ende kriegst du Mitleid mit den Gästen.«

»Und wenn?«

»Dann hältst du's hier nicht lange aus«, prophezeite Johanna und stellte einen Serviettenfächer auf den Tisch. »Distanz!«

»Noch zwei Wochen, und du bist am Ende.«

»Ihr redet sicher aus Erfahrung«, stellte ich fest.

»Ich würde so was nicht machen«, sagte Gülay.

»Ich gehe nach Dienstschluss immer nach Hause«, echote Johanna.

»Deshalb geht's uns ja auch gut.«

8. September

Ein Schrei gellte durch das Haus.

»AAAAAAHHHHHHHHHH!«

Wieder und wieder. Gülay und ich sahen uns an, sprangen auf, hasteten die Treppe rauf. Stirbt jemand? Die Schreie drangen aus dem Zimmer von Frau Prussig. Die letzten Kräfte zusammennehmend, öffnete ich die Tür, hinter der eine leidende, von Schmerz gepeinigte Frau liegen würde ...

Frau Prussig lag im Bett. Sie hatte das Kopfteil hochgefahren, sodass es aufrecht stand. Und was war der bewegungsunfähigen 95-Jährigen passiert? Sie war heruntergerutscht. Wie ein hilfloses Knäuel lag sie dort. Und motzte. »Aha, kommt endlich mal jemand!«

Ihr Körper lag zusammengeknuddelt am Fußende. Aus dieser interessanten Lage blickten uns ungehaltene Augen an. »Jetzt tun Sie doch was!«

Wir hievten die Frau wieder hoch.

»So. Und jetzt will ich fertig gemacht werden.«

»Die Schwestern sind gerade noch bei der Übergabe. Können Sie sich ein bisschen gedulden?«

Sie stöhnte. »Wie viel Uhr ist es denn?«

Ich sah auf die Uhr: »Fast sieben.« Wir legten ihr Kissen unter die Beine.

»Und könnt ihr mir mal verraten, wie spät es ist?«

»Wir haben fünf vor sieben, Frau Prussig«, sagte ich laut. »Komm, Gülay, wir ziehen sie noch mal hoch.«

»Wie spät ist es eigentlich?«

»Fast sieben, Frau Prussig«, rief ich.

»Herrje, dann gib mir halt meine Uhr, guck ich eben selber ...« Sie griff nach der Armbanduhr auf ihrem Nachttisch. »Ach ... ist ja schon fast sieben.«

Eine Stunde später hatte Schwester Marga sie bereits gewaschen und wollte sie nun anziehen: »Frau Prussig, was möchten Sie tragen? Diese Bluse hier?«

»Nee, die hatte ich gestern schon an.«

»Die hier?«

»Ja, geben Sie mal her.«

Wir fummelten sie in die Textilie.

»Frau Prussig, welche Hose möchten Sie denn?«

Frau Prussig winkte ab. »Ist egal.«